

25. Gustav End und der Biederstein Verlag

1968 suchte Hans Graf von Lehndorff Trost in seinem christlichen Glauben. Er schrieb das Lied «Komm in unsre stolze Welt», das sich heute als Nr. 428 in den Gesangbüchern der Evangelischen Kirche findet. Darin heißt es: «Komm in unsre stolze Welt, / Herr mit deiner Liebe Werben. / Überwinde Macht und Geld, / lass die Völker nicht verderben. / Wende Hass und Feindsinn / auf den Weg des Friedens hin.» Doch 1968 war nicht unbedingt ein Jahr, in dem der Liebe Werben erfahrbar war. Im Fernen Osten tobte der Vietnamkrieg, und in der Heimat gingen die Studenten auf die Barrikaden. Die Jugend begehrte gegen ihre Eltern auf, gegen eine Generation, der auch Lehndorff angehörte. Frieden auf Erden und soziale Gerechtigkeit wurden in konservativer Gewissheit als Gaben des christlichen Gottes interpretiert: «Komm in unser reiches Land, / der du Arme liebst und Schwache, / dass von Geiz und Unverstand / unser Menschenherz erwache. / Schaff aus unserm Überfluss / Rettung dem, der hungrern muss.»

Komm in unsre stolze Welt.
Hans Graf von Lehndorff

Hans Graf von Lehndorff

Der größte Erfolg des von Gustav End geführten Biederstein Verlags war Lehndorffs «Ostpreußisches Tagebuch. Aufzeichnungen eines Arztes aus den Jahren 1945–1947». Noch im Erscheinungsjahr 1961 eroberte es den ersten Platz der damals noch neuen «Spiegel»-Bestsellerliste. In diesem und dem folgenden Jahr machte es 50 Prozent des gesamten Buchumsatzes des Biederstein Verlags aus, 1963 immerhin noch ein Viertel. 1961 wurden fast 71 000 Exemplare verkauft, 1962 knapp 92 000 und 1963 noch über 51 000, und bis 1966 hatte das Buch beinahe eine Viertelmillion Käufer gefunden. Der Umsatz belief sich 1961 auf 425 000 DM, 1962 auf 552 000 DM, und bis 1966 kamen mit einem Band, der im Laden 9,80 DM kostete und dessen Nettopreis sich auf 6 DM berechnete, 1 356 000 DM auf das Konto des Verlags.¹ Das Tagebuch wurde ins Dänische, Englische, Finnische, Französische, Italienische, Niederländische und Schwedische übersetzt.



Hans Graf von Lehndorff, «Ostpreußisches Tagebuch». Eintrag zum 9. April 1945:
«... das ist der Mensch ohne Gott, die Fratze des Menschen.»

Das Buch erschien als Lizenzausgabe im Deutschen Bücherbund und in der Evangelischen Buchgemeinde sowie in der Reihe «Dokumente» des Deutschen Taschenbuch Verlags. Inzwischen liegt die 32. Auflage vor. Weit über 300 000 Exemplare sind seit 1961 verkauft worden.

Wer war der Autor? Hans Graf von Lehndorff wurde 1910 als zweites von sechs Geschwistern in der Umgebung des damals preußischen Torgau an der Elbe geboren. Sein Vater, Siegfried Graf von Lehndorff, war Landstallmeister, leitete erst das Königlich Preußische Hauptgestüt Graditz und dann, seit 1922, das weltberühmte Trakehnen. Für die adelige Familie handelte es sich gewissermaßen um eine Heimkehr, da sie seit dem 16. Jahrhundert in Ostpreußen ansässig war und seither immer wieder wichtige preußische Beamte, Politiker und Offiziere gestellt hatte. Hans Graf von Lehndorff, standesgemäß von Hauslehrern erzogen, saß von Jugend an auf dem Rücken der Pferde und wuchs in der Gewissheit auf, dass der lutherische Glaube und

das humanistische Erbe Seele und Geist des Menschen erzögeln.² Nach seinem Abitur studierte er Medizin in Königsberg, München und Berlin und arbeitete von 1937 bis zum Kriegsende als Assistenzarzt in Insterburg (heute Tschernjachowsk), wo ihn ein Bibelkreis zur Bekennenden Kirche führte.³ Den Untergang seiner Heimat erlebte er im Feldlazarett in Königsberg. Über verschiedene Stationen floh er in den Westen. Als Chirurg arbeitete Hans Graf von Lehndorff seit 1947 in Bonn-Bad Godesberg, wo er schließlich die Stelle des Chefarztes im Evangelischen Krankenhaus bekleidete. Er starb 1987.

Sein «Ostpreußisches Tagebuch» wurde 1947 «teils nach herübergetretenen» Aufzeichnungen, «teils aus der noch überwachen Erinnerung» niedergeschrieben.⁴ Der Bericht setzt im Spätherbst 1944 ein, schildert den Einmarsch der Roten Armee und das Schicksal des Arztes bis in den Mai 1947. Im Zentrum der Aufzeichnungen stehen «die alltäglichen

Vorkommnisse im Sog der Katastrophe, die sich wie ein Lavastrom über das Land ergoss. Es ist ein Bericht über den Orientierungsverlust, die Reduktion des Lebens aufs Überleben, die grotesken Anstrengungen, sich in der Erschöpfung aller äußerer und inneren Ressourcen aufrecht zu halten.»⁵

Die erste Begegnung mit den sowjetischen Truppen im Krankenhaus in Königsberg mag als Beispiel für den lebhaften Stil und die eindrückliche Schilderung des Tagebuchs dienen: «Das Auftauchen der ersten Offiziere zerstört meine letzte Hoffnung auf ein erträgliches Auskommen. Alle Versuche, sie anzusprechen, schlagen völlig fehl. Auch für sie bin ich nichts weiter als ein Kleiderständer mit Taschen. Sie sehen mich überhaupt nur von den Schultern abwärts. Ein paar Schwestern, die ihnen gerade über den Weg laufen, werden gepackt und hinterhergezerrt, und ehe sie begriffen haben, was gespielt wird, werden sie völlig zerzaust wieder losgelassen. Die älteren müssen zuerst daran glauben. Ziellos irren sie in den Gängen umher. Verstecke gibt es ja nicht. Und immer neue Plagegeister fallen über sie her.»⁶ Solche Andeutungen genügten, um in den Leserinnen und Lesern die Vorstellung von Vergewaltigung und Plünderung wachzurufen; dafür mussten die Gewaltexzesse der Roten Armee während der Einnahme Königsbergs nicht detailliert ausgebreitet werden. «Davai suda! Frau komm! Mir klingt es schrecklicher im Ohr als alle Flüche der Welt.»⁷

Das «Massaker von Metgethen», das die nationalsozialistische Propaganda noch in den letzten Kriegstagen instrumentalisiert hatte, war im Nachkriegsdeutschland das kollektive Symbol für deutsches Leid und deutsche Opfer. Es wird nur kurz erwähnt.⁸ Aber auch die Schuld, dass «man noch lebt», während andere starben, dass man den Vergewaltigungen hilflos zugesehen hat, wird thematisiert. «Gab es nicht oft genug Gelegenheit, sich dazwischenzuwerfen und einen anständigen Tod zu finden?»⁹ Auf deutscher Seite sind die Verbrecher rasch ausgemacht. Sie heißen Adolf Hitler und Erich Koch, der Gauleiter in Ostpreußen. Die «Russen» handeln als Kollektiv, als Offiziere, Mannschaften, «Flintenweiber». Traditionelle Klischees sind omnipräsent, die *lingua tertii imperii* ist ebenso gegenwärtig wie die Sprache der Bibel, und ab und an finden beide zusammen. Plünderer huschen «wie Ratten zu den Ausgängen». Alkoholisierte Russen fallen in einer «Höllennacht» «wie eine Rattenflut» über die Besiegten her, «sämtliche ägyptische Plagen übertreffend».«¹⁰

Lehndorffs Tagebuch fügte sich nahtlos in die Erinnerungskultur der frühen Bundesrepublik. Das Schicksal von zwölf Millionen Vertriebenen war tief im kollektiven Gedächtnis verwurzelt, wurde aber in aller Regel

von der ursächlichen Vorgeschichte, der nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik und dem brutalen Vernichtungskrieg dissoziiert.¹¹ Die von den Vertriebenenverbänden orchestrierte Wahrnehmung der Flüchtlinge als Opfer diente der Relativierung deutscher Schuld. Zugleich leisteten Bücher wie das «Ostpreußische Tagebuch» allerdings auch einen wichtigen Beitrag, um das Thema der Vertreibung in die Mitte der Gesellschaft zu rücken und auf diese Weise zur Integration der Betroffenen in die bundesrepublikanische Gesellschaft beizutragen. «Public commemoration and individual catharsis were thus parts of the same process.»¹² Die ideo-logische Klammer war ein politisch gegen die Sowjetunion und ihre Satelliten gerichteter Antikommunismus, der in den 1950er und 1960er Jahren ‹Alt-› und ‹Neubürger› der Bundesrepublik zusammenführte. Lehndorffs Erlebnisbericht machte allerdings die Vertreibung nicht nur zu einem Thema des öffentlichen Diskurses, sondern war zugleich ein *testimonium pietatis*, ein Zeugnis protestantischer Frömmigkeit, die ihm half, die schreckliche Erfahrung von Krieg und Flucht persönlich zu ertragen. Glaubensgewissheit zog der Protestant nicht aus irgendeinem christlichen Heilsplan, sondern aus dem individuellen Erlebnis der Nähe Gottes selbst in größter Not. Der Krieg und die Verbrechen des «Dritten Reiches» waren Zeugnis der Gottferne des Hitlerregimes. Lehndorffs «Tagebuch» enthielt auch ein eindeutiges Bekenntnis zum christlichen Abendland, das nicht nur konservative Kreise des westdeutschen Bürgertums nach 1945 teilten.

Zunächst sah es nicht so aus, als würde das «Ostpreußische Tagebuch» ein Erfolg. Das Buch erschien zuerst als drittes Beiheft zur Reihe «Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa», die das 1949 eingerichtete Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte herausgab. Verantwortlich zeichnete der Historiker Theodor Schieder, der nicht nur selbst ein «Vertriebener» war, sondern als NSDAP-Mitglied an der Reichsuniversität Posen eine bevölkerungspolitisch instrumentalisierbare Volkstumsgeschichte propagiert und die Neuordnung Ostmitteleuropas historisch legitimiert hatte. Ursprünglich als Quellensammlung geplant, die das «Heimatrecht» der Vertriebenen verteidigen und das ihnen zugefügte «Unrecht» dokumentieren sollte, ließ sich die revisionistische Intention auf Dauer nicht durchhalten. Die jüngeren Wissenschaftler des Projekts, unter ihnen Martin Broszat, Hans Mommsen und Hans-Ulrich Wehler, distanzierten sich von den methodischen Vorgaben und inhaltlichen Vorannahmen. Der geplante Abschlussband erschien nicht mehr; das Werk blieb ein Torso.¹³

«Ein Bericht aus Ost- und Westpreußen 1945–1947: Aufzeichnungen», so

lautete der ursprüngliche Titel. Es war ein «Bürokratenbuch, schwarzer Einband, weißer Umschlag», wie Margret Boveri in ihrer Besprechung in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» vom 17. Januar 1961 formulierte.¹⁴ Lehndorff befürchtete, dass sein «Tagebuch» in der Dokumentationsreihe nicht zur Kenntnis genommen würde, und fragte beim Biederstein Verlag telefonisch an, ob die Möglichkeit einer Neuausgabe seines Buches bestehe. Den Kontakt hatte Willy Kramp hergestellt, der ehemalige Leiter des Evangelischen Studienwerks in Villingst/Schwerte und Mitbegründer des Deutschen Evangelischen Kirchentags. Der westfälische Schriftsteller, der seit Mitte der 1950er Jahre auch im Biederstein Verlag veröffentlichte und 1965 mit «Brüder und Knechte» einen «Beitrag zur Deutung des deutschen Zusammenbruchs» vorlegte,¹⁵ stammte wie Lehndorff aus Ostpreußen und unterhielt im «Dritten Reich» ebenfalls Verbindungen zur Bekenndenden Kirche.¹⁶ Beide Männer waren eng befreundet. Die ostpreußischen Netzwerke funktionierten gut in der Bundesrepublik.

Die Angelegenheit landete auf dem Schreibtisch von Horst Wiemer, der am 19. Januar den ersten Brief an «Graf Lehndorff» schickte, in dem er um ein Exemplar der «Tagebuchaufzeichnungen» bat. Zuvor hatte sich der Cheflektor bereits über die Urheberrechte informiert, die beim Bundesvertriebenenministerium lagen. Wiemer war von dem Buch sehr angetan. Die Einträge hatten ihn «tief beeindruckt», der «herbe, unliterarische Stil des Ganzen» sagte ihm zu.¹⁷ Schon suchte man einen Titel. Lehndorff favorisierte «Wir sahen seine Herrlichkeit», fragte aber: «Sind biblische Titel schon zu sehr strapaziert worden?» Falls dem so sei, solle das Buch einfach «Ostpreußisches Tagebuch» heißen. Es müsse «ein neutraler oder ein froher Titel sein» und «nichts zum Jammern!»¹⁸ Er zeigte sich einverstanden, den Text an manchen Stellen noch zu erweitern. Nicht durchzusetzen vermochte er sich allerdings mit seinem Wunsch, ein preisgünstiges Taschenbuch herauszubringen, von dem er hoffte, es verkaufe sich besser als eine gebundene Ausgabe. Der Verlag wollte die Aufzeichnungen «in richtiger Buchform» vorlegen. In rascher Folge gingen Briefe hin und her. Im Mai wurde der Verlagsvertrag unterzeichnet.¹⁹ Das Bundesvertriebenenministerium zeigte sich mit der Neuausgabe einverstanden, über den Titel hatte man sich verständigt – und ebenso über das Honorar: fünf Prozent vom Ladenpreis für das 1. bis 4. Tausend, zehn Prozent für alle weiteren Exemplare. Den Erlös spendete Hans Graf von Lehndorff der «Aktion Sühnezeichen», einer 1958 auf der Synode der Evangelischen Kirche Deutschlands gegründeten Organisation, die durch freiwilligen Dienst in verschiedenen Ländern das im deutschen Namen während des Zweiten Weltkriegs be-

gangene Unrecht wiedergutmachen wollte. In seinem Buch sah er ein «Zeugnis für die Herrlichkeit Gottes».²⁰ Bis Mitte 1962 konnte Hans Graf von Lehndorff eine Spende von 100 000 DM in Aussicht stellen. Das Geld wurde von der «Aktion Sühnezeichen» für den Bau der Versöhnungskirche in Taizé verwendet. An der Einweihung der Kirche am 6. August 1962, dem 17. Jahrestag des Atombombenabwurfs auf Hiroshima, nahmen Lehndorff und seine Frau teil.²¹

Die erste Anzeige, die im «Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel» erschien, fand Beachtung. Konsul Bernhard Koch, der eine «sehr große ostpreußische Versandbuchhandlung» betrieb, schrieb Ende Juni 1961 an den Biederstein Verlag, er freue sich sehr über die Neuauflage des «Tagebuchs», «denn im Rahmen der Dokumentation der Vertriebenen ist es für den Buchvertrieb nicht gerade attraktiv herausgebracht worden». Trotzdem habe seine Buchhandlung «eine recht beachtliche Anzahl» verkauft. Er selbst habe das «Tagebuch» gleich bei Erscheinen gelesen, denn es liege ihm sehr am Herzen, da er selbst bis April 1945 in Königsberg und Pillau war. Koch legte den letztjährigen Weihnachtskatalog bei, «der an 80 000 Ostpreußen versandt wurde. Sie mögen aus der Zusammenstellung des Kataloges ersehen, dass wir Bücher, die unsere ostpreußischen Freunde besonders interessieren, entsprechend herausstellen, und wir können Ihnen verraten, dass wir von solchen Titeln sehr gute Umsätze tätigen.»²² Nicht nur die ostpreußische Klientel war von dem Buch begeistert. Weihnachten 1961 war die fünfte Auflage erschienen und eine englische Übersetzung in Vorbereitung.²³ Zu Beginn des neuen Jahres kam die sechste Auflage heraus. Hatte man bei der ersten Auflage nur 6000 Exemplare gedruckt, so waren es nun 11 650; der kalkulatorische Reingewinn betrug bei 66 800 verkauften Exemplaren und einem Erlös von 373 412 DM beachtliche 61 347,47 DM.²⁴

Das «Ostpreußische Tagebuch» war jedoch kein Selbstläufer. Der Verlag steuerte die Werbung, bemühte sich um Besprechungen und lancierte Abdrucke in der Presse. Ende August 1961 schickte Gustav End dem Feuilletonchef des «Münchner Merkur» und Biederstein-Autor Walther Kiaulehn das Werk zu und bat: «Es wäre sehr liebenswürdig, wenn Sie sich in Ihrer Redaktion dafür einsetzen würden, dass das ‚Ostpreußische Tagebuch‘ von einem guten Mann etwas ausführlicher, vielleicht auch mit etlichen Zitaten, besprochen wird.»²⁵ Zwischen Dezember 1961 und Januar 1962 erschien ein Abdruck in der «Bild»-Zeitung; das Interesse war so groß, dass unter die Auszüge die beiden Mitteilungen gesetzt wurden, das Buch sei fast ständig in allen Buchhandlungen greifbar, aber der Verfasser könne

nicht auf alle Anfragen antworten.²⁶ Die Veröffentlichung in der Boulevardzeitung empörte allerdings zahlreiche bildungsbürgerliche Leser; deshalb wollte Lehndorff sein Werk auch nicht verfilmt sehen. Von dem neuen «Massenmedium» der sechziger Jahre, dem Fernsehen, hielt er nichts. Die Anfrage einer Filmgesellschaft, sechs 45-minütige Folgen drehen zu dürfen, wurde von ihm abgelehnt: «Dies Ansinnen von dem Fernsehen geht nun doch noch drei Schritte weiter.»²⁷

Der evangelische Arzt verzeichnete private und öffentliche Reaktionen genau. Sie sind häufig Gegenstand seiner Korrespondenz mit dem Verlag. Sie zeigen, dass das «Ostpreußische Tagebuch» auch am rechten Rand Beifall fand. Ernst Jünger, dessen Werk «Auf den Mamorklippen» Lehndorff mit anderen Konservativen der Adenauerrepublik als Parabel auf den Nationalsozialismus las, «meldete sich in lebhaft zustimmender Weise [...] mit der Bemerkung, man hätte früher besser getan, mehr ins alte Preußen als ans Mittelmeer zu fahren». Mit Freude nahm Lehndorff die «reizenden Briefe» entgegen, die ihm der Schriftsteller Edwin Erich Dwinger, ehemals Reichskultursenator und SS-Obersturmführer, und Arnold Krieger, Autor der Romanvorlage für den NS-Film «Ohm Krüger», zusandten.²⁸

Nicht nur in Deutschland stieß das «Tagebuch» auf ein positives Echo. Für die amerikanische Ausgabe schrieb der emigrierte Theologe Paul Tillich das Vorwort.³⁰ Aufmerksam registrierten Verlag und Autor, dass auch in Ländern, die während des Zweiten Weltkriegs von deutschen Truppen okkupiert waren, «erfreuliche» und «nette» Rezensionen erschienen. Der holländischen Königin Juliana sei das Buch von einer Bekannten des Verfassers geschenkt worden. Obwohl sie «sonst sehr ungern deutsch» lese, ließ Lehndorff den Verlag wissen, tue sie «es nun aber wieder» und empfehle das Buch.³¹

Sensibel reagierte man auf mögliche Kritik, die dem Verkauf abträglich hätte sein können. So informierte Gustav End noch im Dezember 1961 Lehndorff, dass «einige Herren der Süddeutschen Zeitung in München eine Stellungnahme oder auch nur einen Hinweis auf die Vorgänge im Dritten Reich, insbesondere auf die KZ im Krieg, vermissen». Es liege auf der Hand, dass Lehndorff im «Tagebuch» selbst keine Vergleiche hätte anstellen können. «Im Übrigen ist Ihre Einstellung und Haltung eindeutig und lässt keinen Zweifel daran, dass Sie die Methoden des Dritten Reiches abgelehnt haben.» Dennoch meinte End, «im Interesse der Sache» sei es «von wesentlicher Bedeutung», an einer Stelle, «etwa im Vorwort», «einen Hinweis in dieser Richtung zu bringen». Es genüge ein Satz. Lehndorff lehnte einen nachträglich eingefügten Zusatz im Vorwort ab, konnte sich

aber eine «gesonderte Vorbemerkung» zu einer neuen Auflage vorstellen, in der die Kritik, es fehle ein «vergleichender Hinweis auf deutsche Untaten zur Zeit des Hitler-Regimes», durch den Hinweis entkräftet werden sollte, dass der Autor den Honorarerlös der «Aktion Sühnezeichen» spende. Diese Selbstrechtfertigung wurde nicht gedruckt, der Zusammenhang von nationalsozialistischen Verbrechen und millionenfacher Vertreibung nicht thematisiert. Selbst die Rezension in der «Süddeutschen Zeitung» griff diese Diskussion nicht auf, und Gustav End bedauerte, Lehndorff mit seinem Vorschlag unnötig belastet zu haben.⁵²

Zahlreiche Autoren, die durch den Erfolg des «Ostpreußischen Tagebuchs» ermutigt worden waren, wandten sich an Lehndorff, der die Manuskripte an den Verlag weiterleitete. Schreiben war für viele ein Antidot gegen die Traumatisierungen, die mit Flucht und Vertreibung einhergingen. Im Mai 1962 wandte sich Lehndorff an End: «Neulich habe ich übrigens einem der vielen Menschen, die mir eigene Elaborate schicken oder empfehlen – es war wieder ein Arzt – geraten, sein Manuskript an Ihre Adresse zu schicken. Es handelt von einem Kind, das sich zwischen seiner richtigen und seiner Adoptivmutter entscheiden soll – auch eine Flüchtlingsgeschichte. Ich habe das Manuskript nicht gelesen, sondern gab ihm diesen Rat mehr aus Notwehr. Ich kann unmöglich all diese Sachen lesen. Aber vielleicht ist an diesem Manuskript was dran.»⁵³ Lehndorff setzte sich aber sehr wohl für andere einschlägige Berichte ein. Schon Anfang 1962 empfahl er das Manuskript eines entfernten Verwandten, des ehemaligen Oberlandesgerichtspräsidenten in Königsberg, Carl von Lorck, der unter dem Pseudonym Klaus Klootboom-Klootweitschen die abenteuerlichen Geschichten seines Onkels Carl Meinhard von Lehndorff veröffentlichen wollte. Dessen Neffe, Heinrich von Lehndorff, war nach dem 20. Juli 1944 als Mitverschwörer in Plötzensee hingerichtet worden. Die Sammlung erschien jedoch nicht im Biederstein Verlag, sondern bei Gräfe und Unzer.⁵⁴ Gustav End meinte, dass «nur wenige Erzählungen» des Manuskripts «ein gutes Mittelmaß» erreichten.⁵⁵ Im Sommer 1963 empfahl Lehndorff die Briefe eines 18-Jährigen aus den Jahren 1943/44, der am Ende des Krieges gefallen war. Die Mutter hatte die Briefe abgetippt und nach der Lektüre des Tagebuchs kommentarlos an Lehndorff geschickt. Gustav End zeigte sich erst interessiert, winkte dann aber ab. Die von Lehndorff herausgegebenen «Briefe des Peter Pfaff» erschienen 1964 beim evangelischen Jugenddienst-Verlag in Barmen.⁵⁶ Gustav End wollte sein Unternehmen nicht zu einem bundesrepublikanischen Verlag der Vertriebenenverbände machen. Heinrich Beck trug diese Politik mit. Vor allem sollten keine einseitigen

Darstellungen und emotionalen Berichte veröffentlicht werden. Schon 1950 hatte der Verlag das Manuskript «So erlebten wir die Retter der Kultur» abgelehnt, in dem eine Autorin «ihre furchtbaren Erlebnisse in Pommern und Mecklenburg 1945 beim Einmarsch der Russen und später Polen» darstellte. Es war von Konrad Flex, Walter Flex' Bruder, empfohlen worden. Angesichts der Weltlage, meinte Flex, werde eine solche kleine Schrift «vielleicht gern gesehen und gefördert werden». Heinrich Beck antwortete ohne Umschweife: Die Schrift passe nicht in das Programm des Verlags.⁵⁷

Lehndorff wurde durch das «Ostpreußische Tagebuch» rasch zu einem wichtigen Verlagsautor. Er eröffnete die Reihe der Beiträge, die zum Verlagsjubiläum 1963 im Almanach «Der Aquädukt» erschienen, und handelte über das Thema «Unser fragwürdiger Reichtum». In seinem Beitrag publizierte er einen Auszug aus seiner Rede, die er in der Frankfurter Paulskirche im August 1962 zum «Tag der Heimat» gehalten hatte und die in der Silvester-Nummer der «Zeit» veröffentlicht worden war. Marion Gräfin Dönhoff schätzte ihren ostpreußischen Landsmann, und er bat sie bisweilen um Buchbesprechungen.⁵⁸ Lehndorff betonte, die Heimat könne nicht «abgeschrieben» werden, aber mit «Ansprüchen und Forderungen» sollten die «Heimatvertriebenen» nicht auftreten: Sie schienen nur zu beweisen, dass man noch gar nicht begriffen habe, «weswegen unserem deutschen Volk ein so großer Teil seines Landes verlorengegangen ist». Zögerlich und tastend wurden so die Verbrechen eingestanden, die zwischen 1933 und 1945 im Namen Deutschlands geschehen waren.⁵⁹ Von der konfrontativen Strategie mancher Repräsentanten der Interessenverbände distanzierte sich Lehndorff. Er zweifelte, wenn nicht an der Geltung der Rechtsansprüche, so doch an der Durchsetzbarkeit der Rückkehrforderungen. Lehndorff setzte auf Ausgleich und Verständigung und unterstützte die neu akzentuierte Vertriebenenpolitik der Evangelischen Kirche, die 1965 eine «Ostdenkschrift» verabschiedet hatte, in der nicht Verzicht, wohl aber Versöhnung als handlungsleitende Maxime der Politik eingefordert wurde.⁴⁰ Der Verlag teilte diese Haltung und öffnete sein Programm allmählich auch Darstellungen, die sich kritisch mit dem «Dritten Reich» auseinandersetzen. 1969 erschien Christabel Bielenbergs autobiographisches Buch «Als ich Deutsche war. 1934–1945. Eine Engländerin erzählt». Die Autorin, die 1934 einen deutschen Juristen geheiratet hatte, schilderte den Alltag in NS-Deutschland und ihre Kontakte zum Widerstand gegen das Regime.

Einer Verfilmung seines Tagebuchs stimmte Lehndorff auch Ende der 1960er Jahre nicht zu. Dieses Mal aus eindeutig politischen Gründen: «Als

treibende Kräfte» sah er hinter solchen Angeboten «durchaus bekannte Leute aus den Vertriebenen-Organisationen». Mit denen wollte er keine gemeinsame Sache machen. «Ich werde natürlich wiederum absagen.»⁴¹ Seine Erben folgten diesem Kurs: 2002 gingen sie nicht auf das Angebot der Bavaria Film ein, nach den Aufzeichnungen Hans Graf von Lehndorffs einen Fernsehzweiteiler «Stunde des Abschieds» zu produzieren. Der Verlag stand der Idee durchaus aufgeschlossen gegenüber, da man glaubte, ein solcher Film könnte dazu beitragen, «sein Werk und seine Person auch der jüngeren Generation vertrauter zu machen». ⁴²

1964 gedachte Lehndorff in Schwäbisch Hall des Aufstandes vom 17. Juni 1953. Er bekannte sich zur westdeutschen Demokratie und grenzte sich von dem kommunistischen Arbeiter-und-Bauern-Staat ab. Ziel war die Wiedervereinigung der beiden geteilten Vaterländer in Freiheit. Gleichzeitig verurteilte er das amerikanisierte Kulturleben einer nivellierten Mittelstandsgesellschaft. Diese Ansichten teilte Gustav End: «Aber sosehr auch drüben die Freiheit fehlt und damit die Voraussetzung für so ziemlich alles, was uns lieb und wert ist, habe ich mich doch überzeugt, dass sich seit einem Jahr dort manches zum Besseren gewendet hat und alle Gespräche in einer entspannteren Atmosphäre stattfinden. Vielleicht gilt das nur für Ost-Berlin und nicht für die Zone, und tragisch bleibt es allemal, dass wir von <drüben> wie von einem fremden Land reden müssen. Die Probleme unseres Daseins überfallen uns dort mit solcher Heftigkeit, dass man recht deprimiert wieder nach Hause zurückkehrt. Deprimiert auch darüber, dass wir im Westen keinen Lebensstil gefunden haben, der Vorbild sein könnte – und das haben Sie in Ihrer Rede erneut sehr klar zum Ausdruck gebracht.»⁴³

Bereits im Sommer 1967 plante Hans Graf von Lehndorff, seine Jugend-erlebnisse in Ostpreußen niederzuschreiben.⁴⁴ Zunächst veröffentlichte er 1969 «Die Insterburger Jahre», in denen sein «Weg zur Bekennenden Kirche» dargestellt wurde. Der Obertitel stammte von Horst Wiemer. Das Honorar ließ der Autor wiederum einem karitativen Zweck zukommen: dem Kirchendienst Ost, der bereits seit 1945 die evangelischen Restgemeinden jenseits der Oder-Neiße-Linie unterstützte.⁴⁵ 1972 verfasste Lehndorff das Vorwort zum «Leningrader Tagebuch» von Elena Skrjabin, das die Kriegsjahre von 1941 bis 1945 umfasste. Über das Schicksal der russischen Millionenstadt im Zweiten Weltkrieg sollte die deutsche Öffentlichkeit zu einem Zeitpunkt informiert werden, als die sozial-liberale Koalition durch ihre Neue Ostpolitik auf die Verständigung mit der Sowjetunion und den osteuropäischen Staaten setzte. Dem «Leningrader Tagebuch» war

allerdings kein großer Erfolg beschieden, im Gegensatz zu Lehndorffs Kindheits- und Jugenderinnerungen, die 1980 unter dem Titel «Menschen, Pferde, weites Land» erschienen. Ends Prognose erwies sich als richtig: Diese Erinnerungen an und von Ostpreußen würden viele interessierte Leser finden, sagte er schon 1970 voraus.⁴⁶ Bei dtv ist 2011 die 13. Auflage in den Druck gegangen.

Seit Anfang 1973 praktizierte Lehndorff nicht mehr als Arzt; stattdessen war er in Bonn als Krankenhausseelsorger in vier Hospitälern tätig. Ärzte gebe es genug, aber die *humanitas* im Krankenhaus liege im Argen, ließ er sich vernehmen.⁴⁷ Im selben Jahr zog sich Gustav End aus dem Verlagsgeschäft zurück. Zu Kontakten zwischen Autor und Verleger kam es nur mehr sporadisch. Im Februar 1974 empfahl Lehndorff die Erinnerungen der Bildhauerin Yrsa von Leistner an Ferdinand von Sauerbruch, den sie vor 1945 in Berlin kennengelernt und dessen Kopf sie überlebensgroß in Bronze gearbeitet hatte. Er empfand ihre Schilderung des großen Chirurgen als «die beste und menschlichste», die es überhaupt gebe. Dann fragte er Horst Wiemer, ob der Biederstein Verlag Interesse an seinen Reden und Aufsätzen habe. Dieser zeigte grundsätzliches Interesse an einer Publikation von Lehndorffs Gelegenheitsschriften, die Erinnerungen Yrsa von Leistners lehnte er freundlich, aber bestimmt ab. Der Cheflektor machte das literarische Programm. Abschließend äußerte er sich über die Veränderungen, die im eigenen Verlag nach Ends Ausscheiden eingetreten waren. «Der Verlagszweig Biederstein» werde «von einem der jungen Herren Beck (dem jüngeren Bruder Wolfgang) betreut, der es aber vermieden hat, die Biederstein-Produktion besonders zu aktivieren, weil er auf dem geisteswissenschaftlichen Gebiet vorläufig mehr als genug zu tun hat und mit Recht die Zersplitterung fürchtet».⁴⁸ Der neue Verleger setzte neue Akzente.

Manfred Bieler

Andere Autoren akzeptierten die neue Verlagspolitik nicht. Manfred Bieler, der ehemalige DDR-Autor, der inzwischen im Westen lebte, wechselte 1975 zu Hoffmann und Campe.⁴⁹ Die Entscheidung war ihm schwierig gefallen, denn seit der ersten Kontaktaufnahme im Herbst 1964 hatte sich ein enges und vertrauensvolles Verhältnis zunächst zu Horst Wiemer und dann zu Gustav End entwickelt. Die Verbindung zu Biederstein hatte die Internationale Literarische Agentur Geisenheyner und Crone in Stuttgart

hergestellt, die Bielers Interessen im Westen vertrat und fremdsprachige Rechte an seinen Werken vermittelte. Zu dieser Zeit war der 1934 im anhaltinischen Zerbst geborene Schriftsteller längst der politischen Führung der DDR verdächtig und wurde vom Ministerium für Staatssicherheit observiert. Horst Wiemer kannte Bielers parodistischen Roman «Bonifaz oder der Matrose in der Flasche», der 1963 im Osten im Aufbau-Verlag und im Westen bei Luchterhand erschienen war.⁵⁰ Aus dem Manuskript hatte Bieler schon 1960 im Münchner «Komma Klub» vorgetragen. Ob Wiemer ihn in diesem Literaturclub, in dem es zu deutsch-deutschen Begegnungen kam, gehört hatte, ist ungewiss; doch er beobachtete die ostdeutsche Literaturszene genau. Vier Jahre später erhielt der Lektor von Manfred Bieler das Manuskript «Das Kaninchen bin ich», in dem das triste Alltagsleben der DDR aus der Perspektive der Oberschülerin Maria Morzeck geschildert wurde, die nicht zum Studium zugelassen wurde, weil ihr Bruder aus politischen Gründen in Haft saß. Wiemer, literaturerfahren und selbstbewusst, äußerte offen Kritik: Der neue Roman und die Darstellung der Hauptperson gefalle ihm über weite Strecken sehr gut, aber im Mittelstück gebe es eine Flaute, die auch der Schluss nicht mehr wettmache. «Ob es richtig ist, Ihnen das so ohne Umschweife zu sagen? Weder kenne ich Ihre Absichten, noch weiß ich, ob sich eine solchermaßen verkürzte Kritik überhaupt verständlich machen kann. Aber wenn Sie der Erfahrung eines ganz unbeeinflussten Lektors glauben wollen, so können Sie gewiss sein, dass der Autor dieses Manuskriptes aufs Ganze gesehen weniger gibt, als er zu geben hätte; und dass eine Umarbeitung möglich wäre.»⁵¹

Bieler schätzte Wiemers Direktheit. Kontakte zu Luchterhand brach er ab. Mit den «Leuten dort» wolle er nichts mehr zu tun haben, schrieb er an Wiemer.⁵² Lektor und Autor trafen sich in Berlin, und Ende des Jahres 1964 war man sich einig. Ihm liege sehr viel daran, ließ Wiemer den jungen Schriftsteller wissen, seine Arbeiten im Westen zu betreuen und zu vertreten, und da das «Kaninchen» sich als «Erst-Arbeit» für eine zukünftige Verbindung anbot, freute es ihn, dass er Bieler «auch im Namen von Herrn Dr. Beck und Herrn End von der positiven Entscheidung des Verlags Nachricht geben» konnte.⁵³ Neue Projekte wurden besprochen: ein Band mit Erzählungen, ein Theaterstück und eine Lyrik-Anthologie. In der DDR sollte der Eulenspiegel Verlag das «Kaninchen» veröffentlichen, und zugleich wurde von dem Nationalpreisträger Kurt Maetzig ein DEFA-Film gedreht. Doch am Ende eines längeren Begutachtungsverfahrens stand das vernichtende Urteil der Staatssicherheit.⁵⁴ Bielers Briefwechsel mit Horst Wiemer spiegelt das Bangen und Hoffen eines Autors unter den Be-

dingungen einer repressiven Kulturpolitik, die das Mittel der Zensur systematisch einsetzte. Das Buch erschien nicht. Eine Zeitlang gab sich Bieler der Illusion hin, zumindest das Filmprojekt könnte realisiert werden.

Die Zeitgeschichte holte den ostdeutschen Schriftsteller und seinen westdeutschen Verlag ein. Auf dem 11. Plenum des Zentralkomitees der SED vom 15. bis 18. Dezember 1965 wurde offenkundig, dass die kulturpolitische Öffnung der DDR Vergangenheit war. Man forderte nicht nur einen «sauberen Staat», sondern auch eine «saubere Leinwand». Erich Honecker selbst machte sich zum Anwalt des «gesunden Volksempfindens». Mit dem liberalen Kurs, den der VI. Parteitag von 1963 vorgegeben hatte, wurde gebrochen und der kulturelle Führungsanspruch der Partei erbarmungslos durchgesetzt.⁵⁵ Manfred Bieler flüchtete nach Prag zu seiner tschechischen Frau. Von dort schrieb er am 20. Dezember 1965 an Horst Wiemer: «Was sich in den letzten Tagen in Berlin abgespielt hat, werden Sie ja aus der *Zeitung* wissen. Gott sei Dank war ich nicht dort. Der tschechoslowakische Kulturattaché in Berlin, der auf einen Tag hier war, hat mir dringend geraten, zu Weihnachten weder nach Berlin noch nach Dessau zu meinen Eltern zu fahren, da man nichts absehen könne. Der *Kaninchen*-Film ist – ohne Namensnennung – abgeschossen worden.» Er werde die nächste Zeit in Prag bleiben müssen. Allerdings habe ihn der Vorsitzende der Ideologischen Kommission beim Zentralkomitee der SED, Professor Kurt Hager, aufgrund eines Briefes zu einer Aussprache gebeten, aber wer garantiere ihm, dass er »das schöne deutsche Ländchen auch wieder verlassen« dürfe? «Nun, ich will sehen (uvídíme, wie die Tschechen in ihrer unnachahmlichen und geradezu fatalistischen Trägheit sagen).»⁵⁶

Die politische Situation lastete schwer auf Bieler. Von der Idee, den Roman *«Kaninchen»*, der bereits gesetzt war, rasch in Westdeutschland zu veröffentlichen, nahm er Abstand. Das *«Kaninchen»* wurde in die *«Kühltruhe»* gelegt. Biederstein fertigte von dem teuren Stehsatz Barytabzüge an, die später als Vorlage für den Offsetdruck dienen sollten.⁵⁷ Im Juni 1966 fahndete die DDR-Botschaft in Prag nach Bieler. Polizisten kamen in seine Wohnung. Er fürchtete, man wolle ihn «mit freundlicher Gewalt zurückholen». Obwohl der tschechoslowakische Schriftstellerverband ihm jede Unterstützung zugesagt hatte, war er «wieder sehr unruhig». «Sie können sich denken», schrieb er an Wiemer, «dass eine solche Atmosphäre der Arbeit nicht gerade förderlich ist.»⁵⁸ Inzwischen hatte er den Antrag gestellt, Bürger der ČSSR zu werden. Das Warten auf den Bescheid war furchtbar. «Das sind wirklich tantaloiden Zustände, das Wasser am Hals und die Frucht über der Hand, und wenn ich mir noch die Gesichter, diese

menschlich doch recht verwandten, eigentlich aber fremden Gesichter vorstelle, die sich jetzt über meinen Lebenslauf und meine Fragebogen beugen, so macht das schon einen ganzen Neurosenstraß.» Im Januar 1967 resümierte er: «Wenn ich das letzte Jahr übersehe, so ist eigentlich nicht viel ‹Literarisches› herausgesprungen.»⁵⁹ Am 12. März 1967 konnte er endlich die erlösende Nachricht nach München senden: «Seit vorgestern bin ich wieder in Prag, nunmehr mit ständiger Aufenthaltsgenehmigung, unter Beibehaltung der DDR-Staatsbürgerschaft. Sie können sich sicher vorstellen, wie froh wir sind.»⁶⁰ Die DDR bürgerte den Schriftsteller aber bald aus, und Ende November 1967 «schloss» ihn die ČSSR «in ihre Arme». Bieler war tschechoslowakischer Staatsbürger.⁶¹

Bieler lebte in der Tschechoslowakei als emigrierter ostdeutscher Schriftsteller, der über Kontakte zu westlichen Verlagen verfügte. Horst Wiemer erklärte er seinen Status: Durch seine Übersiedelung nach Prag verstand er den Gesetzen der ČSSR, die jeden Autor, der ein Buch im Ausland veröffentlichen wollte, dazu zwang, seine Verträge über die Theater- und Literaturagentur DILIA (Divadelní a literární agentura) abzuschließen.⁶² Wiemer war zufrieden: Komme die Genehmigung durch die DILIA, könne «man ohne weitere Sorgen an die Herstellung» eines Bandes mit Erzählungen gehen und sei nicht, wie beim «Kaninchen», «plötzlichen Wetterstürzen ausgesetzt». Die neue Staatsbürgerschaft und die kulturpolitisch liberalere Lage in der ČSSR wirkten befreiend. Mitten im Prager Frühling wurden mehrere Projekte gleichzeitig vorangetrieben, darunter auch ein größerer Roman und literarische Parodien bekannter deutschsprachiger Autoren. Intensiv tauschten sich Bieler und Wiemer aus; der Autor teilte Hoffnungen und Ideen, Ängste und Selbstzweifel mit, der Lektor riet, korrigierte, ermutigte, bremste. Autorenpflege und Textarbeit gehörten untrennbar zusammen.⁶⁴ Ende März besuchte Wiemer seinen Autor in Prag. Danach redete man sich mit dem Vornamen an. Alles schien auf einem guten Weg. Biederstein übernahm von Luchterhand die Restbestände des «Bonifaz» und stellte eine Neuauflage in Aussicht. Im Sommer erschien Bielers erste Veröffentlichung im Biederstein Verlag, «Der junge Roth», ein Band mit Erzählungen, für den er 1969 den Andreas-Gryphius-Preis erhielt. Aber wieder holte das Zeitgeschehen den Schriftsteller ein. Am 23. Juli 1968 schrieb Horst Wiemer: «Prag hat in diesen Wochen sicherlich kein gutes Arbeitsklima soweit's die Literatur betrifft. Aber dafür erleben Sie vermutlich ganz bewusst ein Stück Geschichte mit, und das ist wohl im Augenblick noch wichtiger als ‹Dichten und Trachten.›»⁶⁵ Keinen Monat später marschierten die Truppen des Warschauer Pakts in Prag ein.

und beendeten gewaltsam Alexander Dubčeks Versuch, einen freiheitlichen und demokratischen Sozialismus zu verwirklichen. Manfred Bieler floh nach München.

Dort unterstützte der Verlag den Flüchtling. Schon Ende November wurde der Vertrag über «Das Kaninchen bin ich» geschlossen. Bieler erhielt eine Vorauszahlung von 4000 DM, die zur Hälfte bei der Unterzeichnung des Vertrags, zur Hälfte bei Lieferung des Manuskripts fällig wurde. Für die ersten 10 000 Exemplare waren zehn, dann zwölfeinhalb Prozent Honorar vom Ladenpreis vereinbart.⁶⁶ Dem ostdeutschen Schriftsteller wurde damit das für literarische Werke arrivierter Autoren übliche Honorar zugestanden. 1970 erschienen Bielers Hörspiele unter dem Titel «Drei Rosen aus Papier» und 1971 die Erzählung «Der Passagier». Doch der Verlag half auch bei Behördengängen: Gleich nach der Ankunft in der bayrischen Landeshauptstadt stellte man Bieler eine Dringlichkeitsbescheinigung für einen Telefonanschluss in der künftigen Wohnung aus und unterstützte später das Wiedereinbürgerungsverfahren des Biederstein-Autors und seiner Frau.⁶⁷

Unter dem Arbeitstitel «Die rote Provinz» schrieb Bieler an einem großen Roman, der in seiner Heimatstadt Zerbst spielen sollte. Mit Horst Wiemer diskutierte er auch dieses Vorhaben ausführlich. Ziel war, «das große Buch über die sozialistische Umgestaltung der Gesellschaft» zu schreiben und in der Darstellung von Alltagsproblemen zu zeigen, dass in der DDR «alles kleingekloppt wurde», was je an Größe vorhanden gewesen war. Scharf rechnete er mit dem ostdeutschen System ab: «Dieser Staat ist im tiefsten Grunde unglaubwürdig, und wenn er tausend Jahre alt würde. Er kann nur Gegenstand von Satire sein. Er ist provisorisch. Er ist und bleibt ein ‹Gebilde›. Er könnte morgen aufhören zu bestehen, und alle, angefangen von Ulbricht bis hinab – oder vielmehr hinauf! – zum kleinsten Nasenpopel, *wissen das*. Daher ihre Gereiztheit, ihre panische Angst, ihre Hektik, ihre martialische, hochfahrende, immer auf Ewigkeit zielende Sprache.» Und bitter blickte er auf sein Schicksal zurück: «Dieser Staat ist ein Unstaat, so wie es ein Un-Leben ist, das seine Bürger führen. Es gibt nichts Begeisterndes außer dem Frühjahr. Nichts entflammt, höchstens ein Sonnenuntergang. Stets müssen ‹Kampagnen› gemacht werden, eine Kampagne, genannt: ‹Fröhliches Jugendleben›, z. B., damit die Jugend sich ihres Lebens freut. Dass gelogen wird, davon gehen auch die fanatischen Wahrheitssucher des Regimes wie von einer unumstößlichen Gewissheit aus.»⁶⁸ Das autobiographische Werk erschien 1983 unter dem Titel «Der Bär» bei Hoffmann und Campe.

Manfred Bieler übte Kritik an der DDR und ihrer Gesellschafts- und Kulturpolitik, aber er war kein kritischer Autor. Soziale Utopien lagen ihm fern. Die exakte Schilderung von Alltagssituationen und die genaue Beschreibung einzelner Personen waren seine Stärke. Von literarischen Experimenten hielt er nichts. Er achtete auf die «Unterhaltlichkeit» seiner Werke.⁶⁹ Sein Stil war fesselnd, aber konventionell. Er wusste es selbst: «Jedes Mal, wenn ich eine neue Arbeit beginne, nehme ich mir vor, ein gedankenvolles, ein kontemplatives, ein «schweres» Buch zu schreiben, aber dann gehen nach einigen Seiten die Gäule mit mir durch, und was herauskommt, ist wieder so eine Schnurre. Ich fürchte, mit mir lässt sich wenig Staat machen, denn alles, was ich schreibe, kann man auch verstehen.»⁷⁰

Verlagspolitik

Der Biederstein Verlag zählte in den 1950er und 1960er Jahren zu den bekanntesten deutschen belletristischen Verlagen, die ein breites Publikum ansprachen.⁷¹ Zwischen 1950 und 1959 wurden insgesamt 66 neue Titel verlegt, danach waren es etwa zehn pro Jahr. Gustav End lag das literarische Programm des Biederstein Verlags am Herzen. Die Lehrzeit im Münchener Piper Verlag 1923/24 hatte ihn geprägt. Dort hatte er sich nicht nur verlegerische Kenntnisse erworben, sondern «geistige und künstlerische Erlebnisse» gehabt, die ihn tief prägten: die literarischen Gesamtausgaben, deren Abschluss das Œuvre Dostojewskis bildete, der Aufbau eines ambitionierten Kunstprogramms mit der Hilfe des einflussreichen Kunsthistorikers Julius Meier-Graefe, die hochwertigen Marées-Drucke und das Engagement für Max Beckmann.⁷² Mit Künstlern und Schriftstellern, Philosophen und Literaten kam er in Verbindung. Ihre Nähe suchte der charmanter und charismatischer Verleger auch später. Zu Ends 70. Geburtstag am 25. November 1970 gratulierte der Schweizer Schriftsteller Kuno Raeber seinem Verleger mit den Worten: «Gustav End ist der erste Leser seines Autors. Leser: einer, der das neue Buch ohne Neben- und Hintergedanken auf sich selber bezieht. Noch heute liest er so, wie andere nur mit zwanzig lesen, immer gewärtig, etwas Neuem zu begegnen, das die Mauer einreißt und hinausführt aus dem geschlossenen Zimmer ins Ungewohnte, ins Freie.»⁷³

Biederstein blieb ein kleiner und feiner Literaturverlag, der als einzige Berühmtheit Heimito von Doderer in seinem Programm hatte. Hinzu kamen noch einige wichtige Übersetzungen französischer Autoren, die Horst Wiemer vermittelte hatte: Robert Brasillach, Robert Merle und Paul

Willems. Louis Aragon, der den französischen Surrealismus mitbegründete, vor allem aber Michel Butor, der Vertreter des *nouveau roman*, wurden dem deutschen Publikum durch Biederstein bekannt; und der Roman «Un barrage contre le Pacifique», mit dem Marguerite Duras ihren Durchbruch feierte, erschien 1952 unter dem Titel «Heiße Küste». Aber die großen Namen des westdeutschen Nachkriegsromans, Heinrich Böll, Günter Grass, Siegfried Lenz, Hermann Lenz, Peter Weiss und Uwe Johnson, fanden nicht zu Biederstein. Zu ihnen konnte kein Kontakt hergestellt werden. Horst Wiemer war nach Frankreich orientiert. Von dort importierte er experimentelle Texte. Die deutschsprachigen Werke, die in den fünfziger und sechziger Jahren das literarische Leben in der Bundesrepublik veränderten, erschienen jedoch andernorts. Biederstein hatte als Verlag für die deutsche Gegenwartsliteratur keine Perspektive.

Biederstein vertrieb jedoch nicht nur literarische Titel. Erfolgreich war der Verlag auch in der Verbreitung nichtfiktionaler Literatur. Hier war die Abgrenzung von C.H.Beck schwierig, denn populäre Sachliteratur, die nicht mehr ausschließlich ein bürgerliches Lese-, sondern ein sozial diversifiziertes Massenpublikum ansprechen sollte, wurde in beiden Häusern verlegt. Es scheint indes, als habe sich Biederstein seit den späten 1950er Jahren energischer dieser Gattung zugewandt, da C.H.Beck die Tradition des wissenschaftlichen Verlags pflegte und eher das gelehrt Fachbuch veröffentlichte, das ein wissenschaftliches Publikum ansprach. Eines der frühen und höchst erfolgreichen Sachbücher des Biederstein Verlags war «Berlin. Schicksal einer Weltstadt», das Walther Kiaulehn 1958 vorlegte. Das Buch brachte es innerhalb eines Jahrzehnts auf eine Gesamtauflage von 77 000 Exemplaren und ist bis heute lieferbar. Der Journalist Kiaulehn, der im «Dritten Reich» von Goebbels' Wohlwollen profitiert hatte, arbeitete nach 1945 in München als Schauspieler und Kabarettist. Dann fand er den Weg in die Redaktion des «Münchener Merkur».⁷⁴ Kiaulehn war ein schwieriger Autor, der sich nicht an Fristen und Termine hielt. Für das Berlin-Buch, das die Geschichte der Stadt vor ihrer Zerstörung im Zweiten Weltkrieg darstellen sollte, war als Abgabetermin der 1. Mai 1956 vorgesehen.⁷⁵ Als Anfang 1958 das Manuskript immer noch nicht abgeschlossen war, führte der Verlag Kiaulehn an der kurzen Leine. Wiemer ließ ihn wissen: «Wenn es nicht ausreicht, dass ich Sie einmal wöchentlich aufsuche, so bin ich auch bereit, das zwei- oder dreimal in der Woche zu tun. Es hängt jetzt wirklich alles davon ab, wieweit Sie es möglich machen können, alle Ihre übrigen Verpflichtungen zurückzustellen, um sich ausschließlich der Fertigstellung Ihres Buches zu widmen.» Wiemer entwickelte einen straf-



Willy Brandt und Walther Kiaulehn, 1958, bei der Lektüre von «Berlin. Schicksal einer Weltstadt»

fen Zeitplan und schloss: «Es tut mir leid, dass ich Ihnen diesen Brief schreiben muss, aber es scheint mir richtiger, diese wenig erfreuliche Be-rechnung schriftlich vorzunehmen, da Ihre Liebenswürdigkeit es leicht verhindert, Ihnen so ungute Zukunftspрогнозы mündlich zu stellen.»⁷⁶ Das Buch wurde fertig. Am 18. September 1958 reiste der Autor zusammen mit Heinrich Beck und Gustav End nach Berlin, um das Werk auf einem Empfang des Berliner Bürgermeisters Willy Brandt offiziell der Öffentlichkeit zu übergeben.⁷⁷

Der Biederstein Verlag war auch auf anderem Gebiet erfolgreich. Zwei wirkmächtige Buchtitel sind besonders zu erwähnen, wenn es darum geht, den rasanten Aufstieg der Umweltbewegung in der Bundesrepublik Deutschland zu erklären. 1963 erschien die deutsche Übersetzung von «Silent Spring» der amerikanischen Biologin und Wissenschaftsjournalistin Rachel L. Carson. «Der stumme Frühling» enthielt ein Plädoyer gegen den Einsatz chemischer Pflanzenschutzmittel und war der erste «Ökoklassiker», der die Wahrnehmung der Umwelt auf dem ganzen Globus veränderte und dessen Bedeutung bald mit Harriet Beecher Stowes «Onkel Toms Hütte» und Charles Darwins «Die Entstehung der Arten» verglichen wurde. Carson warnte eindringlich vor den verheerenden Folgen des exzessiven Pestizidgebrauchs in der Landwirtschaft: Der Einsatz des höchst wirksamen Insektizids DDT, so prophezeite sie in einer düsteren Vision, führe

zu einem massiven Vogelsterben und damit zu einem «Frühling ohne Stimmen». Ihr Buch wurde zum Gründungsmanifest der weltweiten Umweltbewegung.⁷⁸ 1971 veröffentlichte Alwin Seifert den ökologischen Ratgeber «Gärtnern, Ackern – ohne Gift». Dass der Naturschützer einst beim nationalsozialistischen Autobahnbau als «Reichslandschaftsanwalt» gewirkt hatte und völkischem Gedankengut verpflichtet war,⁷⁹ tat dem Erfolg des Buches keinen Abbruch: Innerhalb von zehn Jahren wurden mehr als 200 000 Exemplare verkauft.

Das Programm des Biederstein Verlags war breit gefächert. Umso wichtiger war es, auch im umkämpften Sachbuchbereich bekannte Autoren an das Haus zu binden. Gustav End, der aufgrund seiner guten Laune im Haus den Spitznamen «Happy End» trug,⁸⁰ konnte durchaus ungehalten reagieren, wenn er das Gefühl hatte, dass ein Autor es an der gebotenen Loyalität fehlten ließ. Im Frühsommer 1961 kam es zu einer Verstimmung, weil sich Walther Kiaulehn ohne Rücksprache mit dem Biederstein Verlag bereit erklärt hatte, für den Droemer Verlag ein großes Gartenbuch zu schreiben, in dem die Entwicklung von den antiken Gartenanlagen über die maurischen Gärten, die Barockgärten und die englischen Parks bis zu den Volksparks des 20. Jahrhunderts dargestellt werden sollte. Man machte Kiaulehn schwere Vorwürfe, weil er das Buch nicht Biederstein angeboten hatte. Gustav End teilte ihm mit: «Unser Gespräch hat mich noch länger beschäftigt. Sie wissen, dass es uns mit Schmerz erfüllt, dass Sie einen Verlagsvertrag mit Droemer abgeschlossen haben. Es täte mir wirklich leid, wenn unsere guten Beziehungen durch diesen Vorgang eine Trübung erführen.» Doch nicht nur der Autor erhielt einen Rüffel, auch der Literaturagent Felix Guggenheim, der das Geschäft mit Droemer eingefädelt hatte, wurde von Horst Wiemer abends um 23 Uhr in seinem Münchener Hotel zur Rede gestellt.⁸¹ Die Intervention zeigte Wirkung. Das Gartenbuch wurde nicht geschrieben. Kiaulehn pendelte in der Folge zwischen Biederstein und Rowohlt.

Gustav End war «mit liebenswürdigem Charme und diplomatischem Geschick begabt, zudem ein Mann mit vielen Verbindungen». Er vertrat seinen Vetter Heinrich Beck in berufsständischen Gremien und überzeugte ihn, sich an den «Büchern der Neunzehn» und der Gründung des Deutschen Taschenbuch Verlags zu beteiligen.⁸² Worum ging es dabei? Die Verlage mussten bald nach der Gründung der Bundesrepublik neue Vertriebswege erschließen, um in der sich rasch verändernden Medienlandschaft weiterhin erfolgreich operieren zu können. Das Buch als Konsumgut wurde entdeckt, und diese Entdeckung veränderte den Buchmarkt in qualitativer und quantitativer Hinsicht.

Beginnen wir mit den «Büchern der Neunzehn».⁸³ Als Reaktion auf die erfolgreichen und expansiven Buchgemeinschaften, die ihr lukratives Geschäft vor allem mit Lizenzausgaben bestritten, schlossen sich 1953 auf Initiative von Joseph Caspar Witsch 19 Verlage zusammen, um «literarisch anspruchsvolle Bücher dem Buchhandel und dem Leser zu niedrigen Preisen, auch als Alternative zu Produktionen der Buchgemeinschaften, anzubieten».⁸⁴ Wichtige Namen der deutschen Verlagsbranche waren in dieser «Werbegemeinschaft» vertreten: C.H.Beck/Biederstein, Claassen, Deutsche Verlags-Anstalt, S. Fischer, Carl Hanser, Jakob Hegner, Insel, Kiepenheuer & Witsch, Kösel, Wolfgang Krüger, Paul List, Luchterhand, Nymphenburger, R. Piper, Propyläen/Ullstein, Rowohlt, Suhrkamp, Christian Wegner und Reinhard Wunderlich. Zwischen 1954 und 1972 gaben die Verlage aus ihren Programmen im monatlichen Turnus jeweils eine Sonderausgabe heraus: Die Auflage betrug 50 000 Exemplare, und der Preis war so berechnet, dass er mit den günstigen Angeboten der Buchgemeinschaften konkurrierten konnte. Insgesamt elf Programme, elfmal je neunzehn Bücher veröffentlichten die neunzehn Verlage der Gruppe, darunter Erstausgaben und Sammelwerke, die nur für diese Reihe konzipiert wurden waren. Alles in allem erschienen 209 Titel mit einer Gesamtauflage von 6,5 Millionen Exemplaren. Zusätzlich wurde «Das kleine Buch der 100 Bücher» herausgegeben, in dem 100 neue Bücher aus den Verlagsprogrammen von verschiedenen Rezessenten besprochen wurden. Die Gruppe verfügte über eine Geschäftsstelle in München. Bei den regelmäßigen Zusammenkünften vertrat Gustav End die Verlage Biederstein und C.H.Beck. Häufig nahm an den Sitzungen Hans-Ulrich Büchting teil, der als Rechtsanwalt und Mitarbeiter des Verlags C.H.Beck der «Werbegemeinschaft» juristischen Beistand leistete.

Anfang November 1971 beschlossen die Verleger, die Reihe der «Bücher der Neunzehn» im nächsten Jahr einzustellen. Der Buchmarkt hatte sich verändert, und preiswerte Bücher wurden über andere Kanäle vertrieben. Viele Verlage boten eigene Sonderausgaben und neue günstige Buchreihen an, wie etwa die «Beck'sche Schwarze Reihe», die 1959 ins Leben gerufen worden war und seit 1965 als Paperback vertrieben wurde. Vor allem öffnete man sich endgültig den Taschenbüchern, die aus Rowohlts Rotations Romanen (rororo) hervorgegangen waren. Mit den billigen gelumbeckten (klebegebundenen) Büchern konnte ein Massenpublikum erreicht werden. Die Verlage gründeten eigene Taschenbuchreihen. Rowohlt marschierte vorneweg, es folgten Fischer, List und Goldmann, Ullstein und Heyne.

Die Erkenntnis, dass die Vermarktung der Lizenzrechte von Taschenbüchern hohen Gewinn abwerfen konnte, und der Wille, als Rechteinhaber diese Renditen selbst zu vereinnahmen, führten zur Gründung des Deutschen Taschenbuch Verlags (dtv), der am 30. November 1960 ins Handelsregister eingetragen wurde und ab September 1961 mit monatlichen Taschenbuchauslieferungen an die Öffentlichkeit trat.⁸⁵ Zu den elf Gesellschaftern zählten neben C.H.Beck/Biederstein auch Artemis, Deutsche Verlags-Anstalt, Carl Hanser, Hegner, Insel, Kiepenheuer & Witsch, Kösel, Nymphenburger, R. Piper und Walter. Ziel der Unternehmung war ein konzernfreier Zusammenschluss mit gleichen Chancen und Risiken für alle Gesellschafter, der es den beteiligten Verlagen ermöglichte, «wertvolle und erfolgreiche Bücher ihrer Produktion einem größeren Leserkreis in preiswerten, gut ausgestatteten und sorgsam edierten Ausgaben zugänglich zu machen». Gemeinsam wollte man «verlegerische Aufgaben» erfüllen, «die das geistige Profil der Gegenwart bestimmen helfen».⁸⁶ Heinz Friedrich, dem außerordentlich befähigten verlegerischen Geschäftsführer des Deutschen Taschenbuch Verlags, gelang es, solche Intentionen rasch und erfolgreich umzusetzen. Die Zahl der dtv-Gesellschafter verminderte sich allerdings über die Jahre und ist inzwischen von elf auf vier geschrumpft: C.H.Beck, Carl Hanser, die Ganske Verlagsgruppe und der Oetinger Taschenbuch Verlag.

Gustav End war zudem ein Geschäftsmann, der sich auf den «Kleinkampf um Geld und Auflagen und Werbung und Aufmachung und Verkauf» verstand.⁸⁷ Mit Heinrich Beck hatte er sich schon Anfang Januar 1949 in einer «grundlegenden Aussprache» über die Gewinnverteilung geeinigt.⁸⁸ In den fünfziger Jahren war der Biederstein Verlag aufgrund seiner engen Verflechtung mit C.H.Beck sehr erfolgreich. Die Beträge, die zwischen 1950 und 1958 auf der Grundlage eines Pachtvertrags C.H.Beck überwiesen werden konnten, stiegen von 138 838 DM auf 1 015 239 DM. Allerdings entwickelte sich die belletristische Sparte am Ende dieses Zeitraums nicht positiv. 1958 musste ein Gewinnrückgang um 30 Prozent gegenüber dem Vorjahr verzeichnet werden.⁸⁹ Die Biederstein Verlag GmbH wurde deshalb Anfang 1959 aufgelöst und das Vermögen der Gesellschaft «im Wege der Umwandlung auf den Hauptgesellschafter» Heinrich Beck übertragen.⁹⁰ «Der Biederstein Verlag kehrte für kurze Zeit ganz in den Schoß der Firma C.H.Beck zurück.»⁹¹ Der Umsatz von C.H.Beck verzehnfachte sich daraufhin: von 1 077 033 DM (31. Juli 1958) auf 10 489 231 DM (31. Juli 1959), der Gewinn stieg von 920 482 DM auf 1 511 046 DM. Der Biederstein Verlag wurde indes weitergeführt: Heinrich Beck und Gustav End

gründeten den Biederstein Verlag Gustav End & Co als offene Handelsgesellschaft (oHG), deren Gesellschafter sie waren. Damit waren die beiden Verlage zwar nicht personell, wohl aber juristisch entflochten. 1960 wurden im Biederstein Verlag 417 000 DM umgesetzt, 1961 891 000 DM, 1962 – dem Jahr des größten Erfolgs des «Ostpreußischen Tagebuchs» – 1 125 000 DM, 1963 fiel der Umsatz auf 764 000 DM, 1964 betrug er 899 000, 1965 849 000 DM, 1967 533 000 DM, 1968 606 000 DM, 1969 520 000 DM, 1970 571 000 DM.⁹² Die Entwicklung des Biederstein Verlags war gegenläufig zu der von C.H.Beck. Dort stieg der Umsatz von fast 12 000 000 DM im Jahr 1960 auf über 26 000 000 DM im Jahr 1970. Damit nicht genug. Während im Gesamtverlag in dieser Dekade durchgängig Jahresüberschüsse erzielt wurden (1960: 2 175 000 DM, 1966: 4 116 000 DM, 1970: 3 643 000 DM), machte der Biederstein Verlag nur in den drei Jahren 1961 (86 103 DM), 1962 (156 139 DM) und 1963 (8740 DM) Gewinn, in allen anderen Jahren jedoch Verlust, insgesamt 820 510 DM. Während der Gewinn in einem Verhältnis von annähernd 3:1 zwischen Heinrich Beck und Gustav End geteilt wurde, trug Heinrich Beck über 90 Prozent des Verlusts. Abzüglich des ihm zustehenden Gewinnanteils waren dies fast 570 000 DM, die der Verleger zwischen 1960 und 1970 aus seiner Privatschatulle ausglich. Zwar hatte Heinrich Beck schon Ende der 1940er Jahre darüber geklagt, dass der Biederstein Verlag in Not sei und er Mittel zuschieße,⁹³ doch nun musste er als Gesellschafter der offenen Handelsgesellschaft erhebliche Summen aufbringen, um den Biederstein Verlag über Wasser zu halten. Heinrich Beck zahlte, anders gewendet, in den sechziger Jahren den Preis für seine Entscheidung gegen eine «Verselbständigung» des Biederstein Verlags, die Gustav End 1959 angeregt und die er zurückgewiesen hatte.⁹⁴ So überrascht es nicht, dass nicht alle Begegnungen zwischen den beiden Verlegern harmonisch verliefen. Im Mai 1966 notierte Heinrich Beck in sein Tagebuch, dass er Gustav End «Vorwürfe über eigenmächtige Entscheidungen des Biederstein Verlags» gemacht habe. Und im Jahr darauf war er schockiert, als sein Prokurist Rolf Grillmair «die schweren Verluste» enthüllte: «1965 über 100 000 M., 1966 wahrscheinlich über 200 000 M.»⁹⁵ 1966 stellte Biederstein seine Bilanz auf das Rechnungsjahr des Verlags C.H.Beck um, das vom 1. August bis 31. Juli lief. Bis zum 31. Juli 1966 hatte Biederstein bereits 92 000 DM Verlust gemacht. Im nächsten Jahr betrug der Jahresfehlbetrag 167 000 DM. Die Gewinnzone war aus dem Blick geraten. Ende Januar 1972 führte Heinrich Beck ein langes Gespräch mit Gustav End über das Schicksal des Biederstein Verlags und über Ends Altersversorgung.⁹⁶

Der ökonomische Erfolg des Biederstein Verlags war in den sechziger Jahren ephemer. Er gründete auf einem einzigen Titel, dem «Ostpreußischen Tagebuch» von Hans Graf von Lehndorff. Es war abzusehen, dass der Verlag selbstständig nicht überleben konnte, sondern dauerhaft auf erkleckliche Zuwendungen des Gesellschafters Heinrich Beck und damit auf C.H. Beck angewiesen war. Die in den 1970er Jahren eingeleitete sukzessive Reintegration des Biederstein Verlags in den Verlag C.H. Beck war folglich nicht nur das Resultat einer neuen Programmpolitik, die die Geistes- und Kulturwissenschaften favorisierte, sondern auch die Konsequenz aus der prekären wirtschaftlichen Situation des Verlags. Die Kindheits-Erinnerungen «Menschen, Pferde, weites Land» des Erfolgsautors Hans Graf von Lehndorff waren 1980 eines der letzten Bücher, die im Biederstein Verlag erschienen, der bis heute nominell als Biederstein Verlag GmbH fortbesteht.

